

Byzanz kehrt nach Italien zurück

VON PAOLO LAMMA

Das Problem der zwei Imperien, das für die mittelalterliche Welt von so hoher Bedeutung war, erlangt im 12. Jahrhundert eine faszinierende Besonderheit nicht zuletzt deswegen, weil jetzt die Historiographie die Möglichkeit hat, es in Form einer *σύγκρισις*, eines durchgeführten Vergleiches zwischen den beiden Hauptakteuren, Friedrich Barbarossa und Manuel Komnenos, zu behandeln. Die Begegnung und Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Persönlichkeiten, kulminiert in einem politischen Faktum, das etwas Neues, ja Paradoxes bedeutet: in der Rückkehr der byzantinischen Kaisermacht auf italienischen Boden.

Will man die tiefere Bedeutung dieser Rückkehr würdigen, so muß man das Problem von allen Seiten angehen, von der rein theoretischen, wie sie im Bewußtsein der Zeitgenossen ihren Ausdruck fand, aber auch von der faktischen, d. h. von einer möglichst getreuen Rekonstruktion der Tatsachen.

Wie immer, wenn man den Versuch macht, der byzantinischen Welt nahezukommen, müssen wir zwischen einer allem Anschein starren und unbeweglichen traditionellen Form unterscheiden und einer außer-

Paolo Lamma starb am 19. April 1961. Wegen seiner Erkrankung konnte er den Vortrag auf der Herbsttagung des Konstanzer Arbeitskreises 1960 nicht selbst halten. Wir geben ihn hier unverändert in der Übersetzung, die Hans-Georg Beck angefertigt und auf der Tagung verlesen hat. Die ausführliche Begründung und die wissenschaftlichen Nachweise hat der Verfasser in seinem großen Werk vorgelegt: Paolo Lamma, *Comneni e Staufer. Ricerche sui rapporti tra Bisanzio e l'Occidente nel secolo XII*, 2 voll., *Studi storici* 14-18, 22-25, Roma 1955-57. Zum Thema hat sich zuletzt geäußert Peter Classen, *La politica di Manuele Comneno tra Federico Barbarossa e le città italiane*, in: *Popolo e Stato in Italia nell'età di Federico Barbarossa. Relazioni e comunicazioni al XXXIII Congresso Storico Subalpino*. Torino 1970. S. 263-279.

ordentlichen Geschmeidigkeit, den bewegten Ablauf der Ereignisse und die Besonderheit einer jeden Situation in dieser Form einzufangen. Im allgemeinen spricht man in Byzanz seit der Zeit der Langobardeninvasion recht wenig von den Verhältnissen in Italien. Dieses etwas verlegene Schweigen verrät die Kenntnis der Vielfalt der Gesichtspunkte, unter denen das weite und komplexe Problem »Abendland« hätte behandelt werden müssen. Da war die Frage der zwei Imperien, immer irritierend und mitunter beängstigend, trotz des vorgegebenen Desinteresses und trotz der Selbstsicherheit, mit der man es zu lösen vorgab; da waren die Beziehungen zum Papst im alten Rom, in dem man gelegentlich nicht nur Petri Nachfolger und den Patriarchen des Westens sah, sondern auch den Gefangenen barbarischer Völker, ausgeliefert allen möglichen Versuchungen zur Häresie. Manchmal anerkannte man die Bedeutung seiner eigenständigen Politik, wenn es auch für das griechische Verständnis des Priestertums unbegreiflich war, wie sich diese seine politische Macht auf Geld und Waffen stützen mochte. Immerhin konnte diese Macht auch von ihnen, den Griechen, von Fall zu Fall ins Spiel gezogen werden, um die dringenden eigenen Interessen zu verteidigen.

Die Anwesenheit der Barbaren in Italien, der Langobarden zunächst, dann der Franken und Deutschen, deren Kraft und Bedeutung man nicht verkannte, tarnte man mit der ethnographischen Terminologie der Antike. Aber das Problem eines doppelten Italien war mit ihnen gegeben, das des verlorenen und doch nicht vergessenen (Ligurien und Toskana) und das jenes anderen Italien, das in verschiedene Herrschaftsbereiche zerfällt, die aber doch alle mehr oder weniger ausdrücklich die Autorität des Basileus anerkennen. Wie immer die Fälle liegen: man vermeidet klar umrissene Termini in der Beschreibung der gegenseitigen Beziehungen, und wenn auf der einen Seite der Anspruch auf diese Territorien nie aufgegeben wird, so lassen andererseits Begriffe wie *δουλεία* und *εἰσνοια* viele Bedeutungsnuancen zu, so daß hinter ihnen praktisch jede Art politischer Beziehungen Platz findet. Die Völker Italiens präsentieren sich also in den seltenen Exkursen, welche ihnen die byzantinischen Schriftsteller widmen, als *ἔθνη* und Untertanen, teils verloren im Nebel undeutlicher geschichtlicher Erinnerungen, teils dem Reich mehr oder weniger nahe gerückt, – unan-

genehme Erinnerung an zu erfüllende Pflichten, die im Gegensatz stehen zu konkreteren und dringenderen Bedürfnissen. Immerhin läßt sich etwas Gemeinsames ableiten: das kaiserliche Italien im Sinne der noch übrig gebliebenen Themen betrachtet man als eine Provinz, für deren Verteidigung man die geringst möglichen Anstrengungen macht; ein unzuverlässiger Besitz auf der einen Seite, andererseits aber immerhin ein unersetzlicher Brückenkopf zum Westen und ein Stützpunkt innerhalb des Systems der Beziehungen zwischen Mittelmeer und Norden. Italien ist aber auch ein Kräfte-reservoir an Menschen, an Material und politischen Energien, welche durchaus in der Lage sind, sich in der Reichshauptstadt nachdrücklich bemerkbar zu machen. Vom Exarchen Olympios bis Maniakes, von den Sizilianern in der Affäre des Patriarchen Photios bis auf Joannes Italos gibt es eine imponierende Reihe von Persönlichkeiten, die von der italienischen Provinz aus die Reichskrone angestrebt haben oder aber ihre bedeutsame Rolle im Leben der Kirche von Konstantinopel gespielt haben.

Besonderen Grund zu Befürchtungen gegenüber einem germanischen Imperium bot die Möglichkeit einer Usurpation, ausgehend vom alten Rom. Ein solcher Ausgangspunkt involvierte legitime Ansprüche auf eine römische Gesamtherrschaft. Verfestigt im Mittelpunkt des alten Imperiums, konnte ein solcher Anspruch dazu führen, daß sich alle konstitutionellen und politischen Kräfte der Hauptstadt anschlossen. Neben solchen Fällen von Usurpatoren, die in Italien ihre Basis suchten, fehlen auch nicht Anspielungen auf den Einfluß von Emigranten und Geiseln aus Vasallenstaaten, wie den langobardischen Fürstentümern oder den aristokratischen Familien Venedigs, oder – seit dem Ende des 10. Jahrhunderts – auf den Einfluß der amalfitanischen, venezianischen und selbst römischen Kolonien in Konstantinopel, die zum Ausgangspunkt von dynastischen, religiösen und sozialen Konflikten werden. Vielleicht darf man in diesen Erfahrungen, die man in der Hauptstadt machte, den Anlaß sehen, warum die offizielle byzantinische Historiographie sich gelegentlich zu Exkursen über die italienischen Verhältnisse aufrafft.

Aber auch die literarischen Texte griechischer Sprache, welche aus dem byzantinischen Italien stammen – meist sind sie hagiographischer Natur – zeigen im Hinblick auf die großen politischen Ereignisse, die

Italien mit dem Zentrum des Imperiums verbinden, dieselbe Haltung wie die offiziellen Quellen aus der Hauptstadt. In den lateinischen Quellen aus dem byzantinischen Italien wird das Problem der Beziehungen zu Byzanz ohne besondere theoretische Voreingenommenheit dargestellt als eine alltägliche Situation, die man eben hinnimmt.

Anders ist die Haltung der kirchlichen Quellen, in denen die Polemik der Kirchen immer wach ist und leicht aufs Feld der Politik übertragen wird. Andererseits bleibt man auch hier der spätantiken und frühchristlichen Tradition seit Eusebios und Hieronymus treu – übrigens nicht nur in Italien, sondern im ganzen Westen – und datiert alle wichtigen Ereignisse nicht nur im Reich, sondern auch in den kleineren Herrschaften und Kommunen nach byzantinischen Kaiserjahren. Manchmal dringen auch griechische Nachrichten in westliche Quellen ein und geben Werturteile wieder, die in der höfischen Historiographie von Byzanz verschwunden sind, etwa weil es sich um Strömungen handelt, die in Byzanz selbst durch andere ersetzt, von der offiziellen Berichterstattung also nicht mehr gutgeheißen werden konnten. Die konstante Aufmerksamkeit der westlichen Chronographie für Nachrichten aus Byzanz stellt jedenfalls den Versuch – und sei es durch Polemik und Konflikt – dar, die Einheit der christlichen Welt aufrecht zu erhalten, was umso bemerkenswerter ist, je seltener ein direkter Kontakt mit Byzanz hergestellt wurde.

Das alles wurde anders mit der normannischen Eroberung. Seit sich die Männer aus dem Norden im griechischen Teil Italiens festgesetzt haben, kann Byzanz den italienischen Verhältnissen nicht mehr mit der alten Gleichgültigkeit gegenüberstehen. Die alten Themen bleiben in der Dialektik zwischen Peripherie und Zentrum. Aber die Bedrohung durch Robert Guiscard, der sich in Apulien nach Epirus einschiffte und Konstantinopel anvisierte, ist wesentlich verschieden von derjenigen früherer Usurpatoren, die ihr Glück von Italien aus versuchten. Auch in Byzanz selbst, dessen innere Verhältnisse damals zerrüttet sind von einer politischen und sozialen Krise, welche schließlich die Komnenen auf den Thron bringt – auch in Byzanz finden sich normannische Abenteurer, welche oft eine sehr wichtige Rolle spielen, wobei sie teils für teils gegen die Interessen der italienischen Herrschaften arbeiten. Dieses Ineinander ermöglicht alle nur denkbaren Pläne, von den normanni-

schen Drohungen gegen das Imperium bis zum Eingreifen der Byzantiner in die Intrigen der Verbannten und die Revolten der früheren Untertanen in Italien. Aber alle Versuche, mit dem Westreich zu einer Entente zu kommen, alle aufgenommenen Verbindungen mit dem Papsttum der Reform, die ganze Italienpolitik der Komnenen ist bestimmt von der Bedrohung durch die Normannen. Viele Schwächen in der Struktur des Reiches haben sich im Zusammenprall mit den Normannen herausgestellt, die sich als fähig erwiesen, den Kampf zu Wasser und zu Land aufzunehmen und ihre Schläge an den exponiertesten Punkten des Reiches zu führen in klarer Kenntnis des byzantinischen Gegensatzes zwischen der Notwendigkeit zur Zentralisierung und der außerordentlichen Verschiedenheit der Lebensbedingungen und der Verteidigungsmöglichkeiten an der Peripherie.

Der Kreuzzug selbst, in seinem Paradox für die Byzantiner nur teilweise begreiflich, wird mit Vorzug in Beziehung zur normannischen Gefahr gesehen. Die Invasion der Völker des Westens, die sich nicht mehr als Hilfstruppen gebärdeten, von denen man Gebrauch machen und die man lenken konnte, sondern jene barbarische Welle darstellten, die man seit den Zeiten Theoderichs befürchtet hatte, hat, wenn man sich ihrer schon nicht bedienen kann, um die kleinasiatischen Territorien wieder zu erobern, doch nur den Charakter jener nun schon allzu bekannten Bedrohung durch die Normannen. Man braucht nur an die Beschreibung zu denken, die Anna Komnene davon gibt.

Man hat es schon ausgesprochen, daß in summa die Beziehungen zum Kaisertum und zum Reformpapsttum gesehen werden in Relation zur Abwehr und Kontrolle der Gefahr, die immerzu von Apulien und Sizilien her droht. Andere Pläne werden erwogen, und man beginnt mit Venedig, der alten Stadt, die ihre formalen Bindungen an das Imperium nie gelöst hatte, dabei aber ihre eigene Macht und ihre eigene Wirtschaft entwickeln konnte, so daß sie sich als notwendige Allierte anbot gegen jene, welche immer stärker die byzantinische Herrschaft über das Meer bedrohten. Die Beziehungen zu Venedig stellen einen neuen Typus dar. Sie bringen nicht mehr Söldner ins Reich mit all den damit verbundenen Problemen der Anpassung, sondern Kaufleute, welche sich nach allen lebendigen Punkten im Imperium drängen, um dort ihre Profite zum Nutzen der Heimat zu machen.

Während der Herrschaft des Kaisers Joannes Komnenos werden alle Mittel und Wege versucht, mit welchen gegen die Normannen vorgegangen werden kann. Von der Zusammenarbeit mit Konrad dem Staufer bis zur Annäherung an das Papsttum, von wiederholten Bündnissen mit Venedig bis zum Versuch zum Frieden und zu ehelichen Verbindungen mit dem Sieger, Roger II. selbst, zu kommen. Alle Lösungen sind möglich: von der vordringlichen Orientierung nach Osten zu, die unter Joannes II. dazu führt, gerade auf dem Boden Kleinasiens gesicherte Verhältnisse zu schaffen, bis zu den eifrig verfolgten Plänen Manuels, der in seinen Beziehungen zum Westen und zu Italien immer nach neuen Wegen sucht, um die frischen Kräfte der Völker des Westens in den Dienst der Erneuerung des Imperiums zu stellen und gleichzeitig durch ein vertieftes Eindringen in die Probleme dieses Westens einem möglichen Angriff auf Byzanz zuvorzukommen. Und trotzdem bleibt es wahr, daß der wichtigste Faktor, der für mehr als dreißig Jahre alle Pläne, Abenteuer und Versuche bestimmte, das Bewußtsein von der Bedrohung des Reiches durch die Normannen war. Männer wie Roger hatten nicht nur ihre einflußreichen und geheimen Emissäre sogar am byzantinischen Hof, sie waren auch in der Lage, ganz unvorhergesehen Korfu, Korinth und Theben zu bedrohen, und das besonders während des Kreuzzuges, als die Normannen aus der Gemeinschaft der bewaffneten Palästinafahrer ausgeschlossen zu sein schienen und die Beziehungen zum *rex Romanorum* enger als je waren.

Daß dem so war, bestätigt uns auf eine paradoxe Weise der Historiker Joannes Kinnamos (IV 15 p. 173–175), der getreue Interpret der kaiserlichen Politik, in einem Brief, den er der Feder König Wilhelms I. zuteilt und zwar in dem schwierigen Augenblick der Verhandlungen des Jahres 1158, nach dem Mißerfolg der griechischen Expedition, – Verhandlungen, die zu einem zwar schwankenden, aber doch schließlich bis zu einem gewissen Grad dauerhaften Frieden zwischen Manuel und den Normannen führten, gerade weil im erweiterten weltpolitischen Spiel Byzanz damals als wichtiges Element in den Kampf zwischen Barbarossa und die italienischen Städte eingetreten war, die vom Papst und Wilhelm unterstützt wurden. Der Brief ähnelt bis zu einem gewissen Grad den Stilübungen westlicher Literaten und ist, wie diese, ein Beispiel dafür, wie trotz rednerischer Amplifikationen, trotz

getreulicher Nachahmung antiker Vorbilder und trotz Bezugnahme auf ganz allgemeine Leitsätze, ein konkretes politisches Urteil gefällt, ja sogar Kritik an den Leitsätzen der kaiserlichen Politik geübt werden konnte. Die grundsätzliche Überlegung, welche Kinnamos merkwürdigerweise Wilhelm in den Mund legt, ist folgende: Es hat ein normannisches Unternehmen gegen Theben und Korinth stattgefunden, und es hat ein Gegenunternehmen der Byzantiner stattgefunden, das für einen Augenblick den Bestand des normannischen Regnums bedrohte, aber schließlich doch fehlschlug. Der Planung nach war der Gegenschlag der Byzantiner ein gewaltiges Unternehmen, wie man es seit den Zeiten Justinians nicht mehr gekannt hatte und womit die Gründung Robert Guiscards hätte in Frage gestellt werden können. Aber der Erfolg blieb aus, und im Grunde hätte das Reich den Interessen der internationalen Moral, aber auch seinen eigenen, besser gedient, hätte es den Frieden gesucht, da sich Manuel doch darüber klar sein mußte, von welcher mächtigen Feinden (Türken und Ungarn) er umgeben war.

Man müßte diesen Brief – wofür die Zeit fehlt – Punkt für Punkt analysieren, wollte man alle Feinheiten der Verschränkung von Prestige-Ansprüchen und dem Zugeständnis des Versagens herausarbeiten. Kinnamos verfügt über eine ganze Stufenleiter von Ausdrucksmöglichkeiten für die Treue zum byzantinischen Ideal und zum Basileus, dem höchsten und einzigen Herrscher von Gottes Gnaden, sowie für die subtilsten Neuerungen und Kompromisse. So steht der Basileus an der Spitze der feudalen Hierarchie, der Dux über dem Comes und unter dem Rex. Aber durch die Übersetzung des griechischen Terminus Basileus mit Imperator bekommt der Begriff unscharfe Ränder und man kann sich fragen, über wen in der Hierarchie der Westmächte seine Autorität sich erstreckt (II 12 p. 67–68). An einer anderen Stelle, anlässlich der Polemik wegen der Erhebung des Ladislaus von Böhmen zum König, wird peremptorisch jedem anderen als dem Basileus von Konstantinopel das Recht abgesprochen, diesen Grad zu verleihen. Dafür kommt Kinnamos an einer anderen Stelle, wo er ganz zwanglos, aber ziemlich exakt, Beispiele des Konflikts zwischen Papsttum und Normannen behandelt, zu dem Ergebnis, daß in dem Notstand, in dem sich Papst Innozenz beim Treffen von Mignano befand, es keine Möglichkeit gab, dem siegreichen Roger den Titel eines *ῥῆξ Λογγυβαρδίας*

(III 2 p. 91) zu verweigern, ein umso bedeutenderes Zugeständnis, als ja der Papst noch kurz vorher dieses Land als *Patrimonium Petri* für sich beansprucht hatte. Man darf den Wert einer solchen Konzession, bei einem Historiker, der Prokop zitiert und sich auf Justinian beruft, der im Papst einen Gefangenen der Barbaren sieht, ja nicht unterschätzen.

Dieselbe Kompliziertheit der Begriffswelt, dasselbe Ineinander von hohen Prinzipien und Anpassung an die Verhältnisse begegnet gegenüber den Normannen. Man konnte Roger sehr wohl, auf Grund antiker Tradition, den Titel *Rex* zugestehen, nie aber den Titel *Basileus*. Gerade dies war der Anlaß für Kaiser Manuel, die Friedensverhandlungen mit Roger zu Beginn seiner Regierung abzubrechen, da Roger sich das Recht auf den Titel *Basileus* und zwar auf gleicher Ebene mit dem byzantinischen Kaiser zuerkennen lassen wollte (II 2 p. 92).

Es war jedoch nicht nur die Titelfrage und nicht nur die äußere Bedrohung durch die Normannen, welche die Klärung des byzantinisch-normannischen Verhältnisses ebenso schwierig wie dringend machte. In der Hauptstadt selbst, am kaiserlichen Hof, gab es Normannen, die ihre Fäden spannen. So begegnet unter den Opponenten gegen Kaiser Manuels Regierungsantritt ein *Caesar* Roger aus normannischer Familie, vermählt mit einer Maria Komnene, der unter seinen Anhängern viele Italioten zählte, darunter einen Verbannten aus der Familie der Grafen von Capua. Es galt also den Kampf nach außen und nach innen zu führen, insbesondere nach dem Tode Rogers. Und da kommt es zu den Ereignissen der Jahre 1155 und 1156, als man in Apulien wieder die Fahne des byzantinischen Kaisers sehen konnte, zur Zeit der Revolte des Robert von Bassecour und der Städte gegen König Wilhelm I. Auch in dieser Situation sind die Urteile der Byzantiner ambivalent: man gefällt sich in einer Reconquista, die nur allzu leicht an das 6. Jahrhundert denken ließ, man befließigt sich aber auch eines nüchternen Empirismus, d. h. die griechischen Militärs und die griechischen Politiker wollen unter allen Umständen alle Zufälligkeiten des politischen Lebens in Italien kennenlernen, um daraus für sich Kapital zu schlagen. Besonders nimmt man sich der lokalen Autonomiebestrebungen an, die durch den Zentralismus des normannischen Königtums unterdrückt worden waren. Man spricht von Städten, die geneigt sind,

sich der Partei des Kaisers anzuschließen und die *δουλεία* anzunehmen (IV 2 p. 137), oder vom Zwiespalt der Bürger, gegenüber der einzuschlagenden politischen Linie, oder gleich, wie im Falle Bari, vom Gegensatz zwischen der Zivilbevölkerung, welche den neuen Herrn begrüßt, und den Militärs, welche sich im Quartier von S. Nicola verschanzen wollen, um Widerstand zu leisten (IV 3 p. 138). Erinnert sei auch an das historische Mißverständnis zwischen den normannischen Emigranten, welche nur den Souverän wechseln wollten, und den Griechen, welche unter Ausnützung der lokalen Autonomiebestrebungen das Land dem Imperium angliedern wollen. Auf jeden Fall befriedigt der Abstand zwischen dem Angestrebten und dem Erreichten niemand. Der Erfolg bleibt ephemer, trotz der Menge der Städte, die sich ergaben. Kinnamos selbst konstatiert, wie wir gesehen haben, die historische Unmöglichkeit, autonomistische Kräfte neu zu beleben, welche durch die Unterwerfung unter die Normannen bereits ihre Lethargie bewiesen hatten. Immerhin war den Byzantinern die Initiative ihres Kaisers verständlich, brachte sie sie doch auf den Boden jenes Italien – wie immer man den Begriff verstand – das sie nie vergessen hatten und das einen so wichtigen Stützpunkt im Leben des Mittelmeers bildete.

Aber Manuel beschränkte sich nicht auf diese alten Provinzen. Er schlug noch andere Wege ein, die sich dem Begreifen seiner griechischen Untertanen nicht so leicht eröffneten, gerade weil sie Ausdruck seiner neuen Politik waren, nämlich ins Herz des Westens vorzustoßen und ihn zu verstehen, sich ihn anzueignen, um das Reich von innen her zu reformieren. Die Welt, die er und seine Emissäre antrafen, war eine Welt, in welcher der bürgerliche Autonomiegedanke mehr war als eine müde Wiederaufnahme antiker Vorstellungen, nämlich etwas kräftiges Neues, dem die Zukunft gehörte. In diesem Sinne stellte der Adria-hafen Ancona, der Rivale Venedigs, wirklich das *δομητήριον* Italiens dar (III 6 p. 102), den Stützpunkt, wo man neue Freundschaften mit Einzelpersonen oder Gruppen, feudalen Gebilden, Söldnerscharen und Mitarbeitern auf dem politischen, religiösen und kulturellen Plan suchen und finden konnte.

Einen ersten Versuch im Jahre 1149 hatte Joannes Axuchos gemacht: Ancona sollte der Brückenkopf für alle Pläne und Unternehmungen im

Zusammenhang mit dem Vertrag zwischen den beiden Imperien werden. Kinnamos hat es leicht, den Mißerfolg des kaiserlichen Generals mit der Intervention der Venezianer zu erklären, die »fürchteten, die Rhomäer, einmal Herren Italiens und ihre Nachbarn geworden, würden keinen Bedarf nach venezianischer Hilfestellung mehr verspüren« (III 6 p. 102). Auch hier müßte man jeden Text genau und bis ins einzelne interpretieren, so sehr durchdringen sich auch hier alte Linien und Ideen der byzantinischen Politik mit noch nicht vorhanden gewesenen neuen Plänen und waghalsigen Konzeptionen. Die Freundschaft mit Venedig gehört zum alten politischen Repertoire Konstantinopels. Diese Linie soll nicht aufgegeben werden, aber man will sie jetzt verbreitern durch Verträge mit neuen Kräften, die dem byzantinischen Denkschema fremd sind. Diese Kräfte sind bereit, alle Vorschläge, alle Bedingungen und die schwierigsten juristischen Bindungen anzunehmen, wenn nur in concreto ihre Autonomie und ihr Reichthum unangetastet bleiben.

Beispiel Ancona selbst. Im Geiste einer durchaus nicht eindeutigen Interpretation der Verträge von Saloniki zwischen Manuel und Konrad bedienten sich die byzantinischen Generale Palaiologos und Dukas der Stadt für ihre Aktionen schon zur Zeit der ersten Italienfahrt Friedrich Barbarossas. Unter veränderten Umständen, als im Jahre 1157 Alexios Axuchos die italienischen Unternehmungen wieder in Gang setzen sollte, verlangte Ancona, trotz der Annahme der Hilfe des Basileus und trotz des Versprechens, ihn zu unterstützen, die Garantie, nicht offen gegen den deutschen Rex, Friedrich, kämpfen zu müssen. Das Spiel erweitert sich also, und die Verträge mit den italienischen Städten bringen die Feindschaft jenes anderen Kaisers ein, der ebenfalls im Zeichen Justinians nach Italien kommt, um eine neue Politik der Macht und des Ansehens durchzusetzen.

Von Ancona aus lag der Weg nach Ravenna offen, so wie später Mailand in seinem Widerstand gegen Barbarossa von Venedig aus unterstützt werden konnte. Kinnamos aber, der von Ravenna nicht spricht, erwähnt anläßlich der Mission des Alexios Axuchos vom Jahre 1157 weitgespannte Pläne in Richtung auf andere italienische Städte mit Einschluß Roms. Gerade in Rom, wo Papst Hadrian an der Festigung des Friedens mit den Normannen arbeitete, habe der Kaiser den Versuch gemacht, zur Verständigung mit der Aristokratie und der Be-

völkerung zu kommen. Es habe eine Revolte gegen den Papst gegeben, die mit der Exkommunikation bestraft wurde. Ancona aber bleibt der Sammelpunkt für die Pläne in Richtung auf Venedig und die übrigen Städte, mit denen das griechische Imperium sich in den Kampf zwischen Regnum und Sacerdotium einschalten will.

Wieviel die Byzantiner von diesem komplexen Problem verstanden, bleibt unsicher. Kinnamos und Niketas Choniates auf der einen Seite, die Panegyriker, wie Eustathios von Thessalonike auf der anderen, versuchen, das unruhige Spiel der Politik ihres Kaisers nachzuzeichnen, aber trotz ihrer Bemühungen gelingt es ihnen nicht immer, sich im widersprüchlichen und waghalsigen Plänefeld des Kaisers zurechtzufinden, und sie müssen sich begnügen, einfach Thema neben Thema zu setzen.

Noch weniger verständlich ist Gehalt und Form der Italienpolitik Manuels für die westlichen Quellen. In denen, die Friedrich nahestehen, repräsentieren die Griechen ein polemisches Motiv, etwa durch das Geeneinanderausspielen kaiserlicher Rechte oder durch die Anklage gegen Papst und Kurie, die eigenen Pflichten gegen den Gesalbten des Herrn zugunsten eines hinterhältigen Häretikers vernachlässigt zu haben. In den kommunalen Geschichtsquellen Italiens finden sich nur Andeutungen. In dieser kritischen Lage nahm man zwar Hilfgelder an und ließ sich Titel und Rechte verleihen, aber man hielt es nicht für opportun, sich angesichts der alten Kaiserautorität theoretischen Erörterungen hinzugeben, die der hartnäckig verteidigten Autonomie, dem eigentlichen Ziel ihrer Kommunalpolitik, hätten schädlich werden können. Erst nachdem der Fehlschlag Manuels Tatsache ist, gibt man sich Reflexionen hin; und jetzt wird der ritterliche Kaiser, der Verteidiger des Papstes und der Städte der Liga, zum »exemplum« in den quaestiones des Odofred und bei Boncompagno da Signa, der seine ganzen rhetorischen Künste daransetzt, um mit der Verteidigung Anconas im Jahre 1173 auch das nun ferngerückte griechische Imperium zu preisen, das es verstanden hatte für seine Ziele und unter seinen Bannern, die ritterlichen Größen der feudalen Welt, wie Altruda von Bertinore, und die Größen der neuen Stadtaristokratie, wie den Ferraresen Marchesella, zu vereinigen. Hier treffen Interpretationsformen der griechischen und westlichen Welt zusammen. Man braucht nur die Texte eines Eustathios

von Thessalonike mit denen des Toskaners zu vergleichen, um sich darüber Klarheit zu verschaffen.

Was im einzelnen die Termini *εὐνοια* und *δοσλεία* und ihre lateinische Übersetzung *fidelitas* und *servitium* bedeuteten, ist ebenso schwer zu sagen, wie es schwierig ist, die Relation zwischen dem westlichen Lehenseid und dem Übersetzungswort *λίζιος* herzustellen. Aber über all diese juristischen Diskussionen hinaus kam es auch zu tragischen politischen Mißverständnissen. Beispiel die Massenverhaftungen von Venezianern im Jahre 1171. Es waren Venezianer, die ins Reich gekommen waren, aber nicht um Untertanen zu werden, wie es Manuels Plan war, sondern in der Absicht, weiterhin der Vaterstadt Venedig anzugehören, aber zugleich in den Genuß all der Privilegien zu kommen, die der Kaiser den Okzidentalern anbot, in der Hoffnung, in ihnen tüchtige Werkzeuge seiner Erneuerungspolitik zu finden.

Aber vielleicht ist es kein Zufall, daß sich die lebendigsten und überzeugendsten Interpretationen der Pläne und Hoffnungen Manuels in den Schriften seiner lateinischen Mitarbeiter finden, jener noch so wenig bekannten Geistesmänner wie Hugo Etherianus, Leo Tuscus, Burgundio von Pisa und all die anderen, auf die sozusagen täglich mit der Erforschung der Handschriften neues Licht fällt. Ich gestehe, daß mich wenige Texte so beeindruckt haben, wie die letzte Seite von »*De haeresibus et praevaricationibus Graecorum*« des Leo Tuscus, das neuerdings ans Licht gebracht worden ist. (A. Dondaine, *Hughes Ethérien et Léon Toscan*, *Archives d'histoire doctrinale et littéraire du moyen-âge* 19, 1952, 67–134). Der Text erzählt von einem Gespräch in Bithynien. Das Jahr ist nicht angegeben, sicherlich erfolgte es nach 1166, wahrscheinlich sogar nach 1171. Gesprächspartner sind der Kaiser Manuel und der Bruder Leos, Hugo Etherianus, der große pisanische Gelehrte, Theologe und Kontroversist, Kenner nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Griechischen, treu dem Kaiser und seiner Heimat. Das Gespräch, das offenbar schon von der schmerzlichen Gewißheit des Fehlschlages der Politik Manuels nach dem Vertrag von Venedig zwischen Papst Alexander III. und Friedrich Barbarossa getragen ist, faßt noch einmal die Elemente der Hoffnung auf eine weltweite Verständigung zwischen Manuel und dem Westen zusammen, wie sie dem Kaiser vorschwebt und von seinen lateinischen Mitarbeitern vertreten und befördert wurde.

Etherianus kam von Italien und der Kurie zum Kaiser direkt nach Bithynien ohne den Umweg über die italienischen Kolonien in Konstantinopel. Schon dies ist ein bezeichnender Zug, denn diese Kolonien hatten dem Kaiser schon manche Enttäuschung bereitet. Diese Einwanderer, die ihrer Heimat treu blieben, wollten keine griechischen Untertanen werden, brachten dafür aber alle Konflikte und Rivalitäten aus Italien mit an der Bosphorus. Damit wurde zum Unwillen des Kaisers die innere Situation in der Hauptstadt noch schwieriger. Für die Griechen war es nicht leicht, den Sinn ihrer Streitigkeiten zu begreifen, und der Kaiser mußte sich zur Erkenntnis durchringen, daß es nicht genügte, zu einem Einvernehmen mit dem Papst und dem westlichen Kaiser zu kommen, um die Hand auf diese reichen Handelsherren legen zu können, die überall ihre Finger im Spiel hatten. Trotzdem hatte der Kaiser Manuel mit klarem Blick für die Tatsachen nicht gezögert, die Sache des Papstes, des Alliierten dieser neuen Welt der Städterepubliken, gegen Barbarossa zu verteidigen. Noch einmal war die Gelegenheit gegeben, Rom als Symbol der wiedergefundenen Einheit der Ökumene auszuspielen, vorausgesetzt, daß sich die Möglichkeit bot, mit den frischen und lebendigen Kräften des Abendlandes zusammenzuarbeiten. Man mußte dazu allen Schwierigkeiten und Zwistigkeiten auf den Grund gehen, und zwar umso energischer, je mehr der Kontakt zwischen Ost und West bis in die Sphäre des alltäglichen Lebens eindrang. So konnte Etherianus den Kaiser auf eine Reihe von Unzuträglichkeiten im kirchlichen Leben aufmerksam machen. Es gehe nicht an, Lateiner, welche eine griechische Frau nahmen, zur Aufgabe des lateinischen Ritus zu zwingen, oder die Altäre zu waschen, auf denen Lateiner zelebriert hatten, oder die Lateiner der Wiedertaufe zu unterwerfen. Es war für den Kaiser ein leichtes, Etherianus zu beruhigen und eine kaiserliche Verfügung in Aussicht zu stellen, welche diese Mißstände abstellen würde. Schwieriger war die Frage nach dem Dogma, das die Gewissen band, auch das Gewissen des Kaisers. »*Quod Eteriane, si evellere possis, solidum serenumque portum Latinus omnis per universos imperii nostri limites reportet*«. Trotz aller Enttäuschung, war man immer bereit, das Problem wieder aufzunehmen, und würde sich eine Lösung für den theologischen Disput und für die Frage nach den beiden Imperien finden, so würde die ganze

Romania, d. h. das ganze erneuerte byzantinische Reich, den Lateinern, begehrten und angesehenen Gästen, eine einzige umfassende Heimstätte für ihre Pläne und Geschäfte bieten.

Natürlich war das eine Illusion, denn wie sollte es möglich sein, Dämme einzureißen, an denen Jahrhunderte gebaut hatten. Die Lateiner hatten es schon oft unter Beweis gestellt, daß sie nicht in die Funktion eintreten wollten, die Manuel für sie bereithielt, und die griechische Gesellschaft verstand die geplante neue Situation nicht und wollte sie nicht wahrhaben. Immerhin gelangte man in der Hoffnung auf einen Erfolg in die Nähe der Lösung des dogmatischen Problems, und man fand eine versöhnliche Formel für die Frage nach dem Ausgang des Heiligen Geistes. Etherianus ist dabei der eigentliche Inspirator, und damit schließt der Dialog.

Es schließt sich noch die Erzählung von diplomatischen Schritten an, die zum Konzept eines Vertrages führten, der vom Kaiser im Chrysobull und von den Kardinälen in der lateinischen Übersetzung unterschrieben wurde. In der Erinnerung des Leo Tuscus handelt es sich um eine Synthese aus zahlreichen Gesandtschaften, die zwischen Rom und Konstantinopel hin und hergingen, worüber andere Quellen einige spärliche und widersprechende Nachrichten bringen. Am Ende, als nur noch die Unterschrift des Papstes fehlte, kam von dieser Seite ein Nein, aus der Furcht heraus, das byzantinische Gold, das bei diesem Plan in reichem Maße ausgegeben worden war, könnte den Verdacht einer simonistischen Transaktion aufkommen lassen.

Es wirkt geradezu paradox, daß das sagenhaft viele Gold, das die byzantinische Politik in ihre westlichen Pläne investierte, schließlich die Ursache des Mißerfolges gewesen sein soll, das Ende eines Vertragswerkes, das zusammen mit der Lösung der querela imperii die Hoffnungen Manuels erfüllt hätte. Die Wirklichkeit war eine andere: in der komplizierten kirchenpolitischen Lage des Westens war man zu einer Verständigung zwischen Alexander und Barbarossa gekommen, nicht zuletzt dank der vorurteilslosen Politik des Kaisers. Der Vertrag von Venedig bedeutet das Ende der Träume Manuels: »*Autokratoris Romeon Manuel legati glutinum immissum dissolverunt et lucernam quam accenderant sciverunt marcescere*« (Dondaine a. a. O. S. 127).

Dies ist die Grabschrift auf eine beendete Politik. Es ist charakte-

ristisch, daß sich bei Kinnamos in einer Skala von Klagen und Zornausbrüchen ähnliche Überlegungen finden (V 7 p. 218–220). Ein Grieche und ein Italiener sprechen von derselben Politik, urteilen aus einer verwandten, wenn nicht identischen Geisteshaltung heraus über denselben Fehlschlag. Dies ist wie das Symbol für eine historische Wahrheit. Es ist behauptet worden, Byzanz habe im 12. Jahrhundert aufgehört, eine entscheidende Rolle in der europäischen Geschichte zu spielen. Aber der Grund dafür ist nicht nur eine gewalttätige Entscheidung des Westens; denn gerade in dem Augenblick, als ein einziger Mann, Manuel, ein Kaiser mit glühender Phantasie und durchdringendem Verstand die Möglichkeit einer engen Zusammenarbeit mit dem Westen ins Auge faßte, wollte und konnte die griechische Gesellschaft diesen Plan nicht mehr akzeptieren, so wie die Lateiner, und besonders die Italiener nicht gewillt waren, ihre vielfältigen und widerstreitenden Interessen dem Einigungsplan dieses einen Mannes unterzuordnen. Es bleibt aber in der Geschichte nicht nur das Echo von diesem und anderen vereinzelt Einigungsversuchen; es bleibt auch die Erinnerung an Männer, Griechen und Lateiner, die dabei mitgearbeitet haben. Und es ist kein Zufall, daß unter so vielen *fideles* und *lizii* sich Namen finden, die einen beträchtlichen Beitrag zur kulturellen Entwicklung des Westens geleistet haben. Aber auch nach dem entscheidenden Jahr 1204 sind gewisse Anschauungen und Wertungen der Komnenenkultur, trotz aller Mißerfolge, nicht ausgestorben. Es genügt, an gewisse literarische Formen und an gewisse Tendenzen im Reiche des Kaisers Michael Palaio-logos zu erinnern.